

Tagebuch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



TAGEBUCH



PIUS X. †

Es wäre keine bloße Phrase, wenn man sagte: Papst Pius X. ist an gebrochenem Herzen gestorben — denn der Lauf der Welt ist in diesen Tagen mehr denn je die Widerlegung dessen, was der zur höchsten kirchlichen Würde emporgestiegene Bauernsohn in seinem fast achzigjährigen Leben anstrebte. In der gläubigen Ehrlichkeit seines Gefühlslbens hat er als weithin leuchtendes Vorbild auf dem Wege, der zu Christus führt, einen deutlichen und großen Schritt getan; in der starren Aufrechterhaltung des geistigen Dogmengebäudes hat er die kirchliche Form des Christentums scharf von dem Wechsel alles Weltlichen getrennt wissen wollen: er war ein Erhalter und Vertiefer, kein Förderer und Mehrer. Als höchster Vertreter eines ewigen Prinzipes hat er auch — wer wollte sich ernstlich darüber wundern? — seinem Spiegelbild auf den Wogen des Vergänglichen ewige Gültigkeit zuerkannt, alle wissenschaftliche Neugier von der heiligen Domäne des Gefühls ferngehalten, und damit einen Gegensatz, der so alt ist wie alle Kirche-gewordene Religion, von vornherein aus seinem Denken ausgeschaltet; darin liegt mehr menschliche Größe als diplomatische Klugheit, vielleicht zugleich aber die allertiefste Erkenntnis: Die katholische Kirche kann nur sein, wie sie *ist*, oder sie wird gar bald nicht mehr sein! Keine geringe Tragik bedeutet es, dass die katholische Christenheit ihres Führers in dem Augenblick beraubt wird, wo ringsum die dunkelsten Leidenschaften eine noch nie erlebte Orgie feiern; selbst der innerlich und äußerlich Unbeteiligte sieht gespannt dem neuen Steuermann entgegen und

fragt sich, wohin *seine* Magnetnadel zeigen wird. K. F.

JULES LEMAITRE †

Jules Lemaître ist jüngst, noch nicht 64jährig, aus der Reihe der Lebenden verschwunden, in einem Augenblick, da die Gedanken seines Volkes, die der Kulturmenschheit nach ganz anderer Richtung hingingen, nach ganz andern Sorgen als nach der um das Verschwinden eines auch sehr bedeutenden Vertreters geistiger, literarischer Interessen. Ob Lemaître auf seinem Krankenbett noch etwas erfahren hat von dem furchtbaren Ringen, vor das sich seine heiß, ja leidenschaftlich-einseitig geliebte Nation plötzlich gestellt sieht, können wir nicht sagen: französische Zeitungen kommen schon geraume Zeit nicht mehr zu uns, oder nur ganz vereinzelt. Aber dass die große Pariser Presse auch inmitten dieser schweren Zeiten an dem Tod dieses Mannes nicht achtlos vorbeigegangen ist, dass sie ihm die gebührenden Ehren erwiesen hat: daran ist nicht zu zweifeln. Auch in solchen Zeiten weiß eine Nation, was sie den vollgiltigen Repräsentanten ihrer Kultur schuldig ist.

Es ist ein tröstlicher Gedanke, dass es in den letzten Jahren um den *Politiker* Lemaître herum stiller geworden ist, oder besser: dass er als Politiker stiller geworden ist. Denn es gehörte zu den schmerzlichen Dingen, zu sehen, wie sich ein Mann, der sich früher durch seine geistige Unvoreingenommenheit, durch sein Misstrauen gegen alles dogmatische Festlegen der Ansichten und Urteile angenehm ausgezeichnet hatte, auf einmal einer Partei verschrieben hatte, die den Nationalismus in seiner intransigentesten Form auf ihre Fahne schrieb und einem Traditionalismus

das Wort sprach, der unheimlich reaktionär aussah. Der politische Ehrgeiz stand Lemaître so ganz und gar nicht, und der leidenschaftlich-forcierte Ton seiner Artikel im Zeichen der *Ligue de la Patrie française* stach peinlich ab gegen den überlegen-ironischen, fein-geistreichen Stil, der im Jahre der Pariser Weltausstellung von 1889 seine mit einem *T* signierten (und daher anfangs keinem Geringeren als Taine zugeschriebenen) *Billets du matin* im „Temps“ zu einem so exquisitem Genuss gemacht hatte. Immerhin: auch nachdem er der Politik mehr oder weniger den Rücken gekehrt und zur Literatur sich zurückgewandt hatte, machte sich in der Art, wie er etwa einen Jean Jacques Rousseau vor sein Tribunal zog und in seiner Person der Demokratie und den Prinzipien der Revolution den Krieg erklärte, seine neue, konservativ gewordene Geistesorientierung nur zu sehr bemerkbar, sein Urteil trübend, seine so ungewöhnlich entwickelte psychologische Spürkraft schwächend.

Eins freilich trat schon vor der unerfreulichen Abschwenkung Lemaîtres ins nationalistische Lager hin und wieder auffallend in seinem literarischen Urteile zutage: sein Bestreben, neue Gedankenkomplexe, die von außen her mächtig auch in das französische Geistesleben Einlass heischten, als im Grunde für Frankreich gar nicht neu hinzustellen. Er hat das zu tun versucht, als die nordischen Literaturen, als vor allem Ibsen die Beachtung der literarischen Kreise Frankreichs zu finden begannen. Lemaître meinte, eine George Sand, ein Dumas Sohn hätten eigentlich all das vorweggenommen, was man jetzt in Ibsens Dramen als neue Wahrheiten zu finden glaube. So geistreich das vorgebracht wurde,

überzeugend wirkte es keineswegs. Im Grunde gab es eben für Lemaître nur die lateinische Kultur. In ihr war ihm alles beschlossen, was sein Geist bedurfte; was über sie hinaus lag, das erschien ihm zeitlebens mehr oder weniger als Barbarenland. Mit Latein und Französisch kam er perfekt aus; für das Griechische zeigte er keine sonderliche Zärtlichkeit, und moderne Sprachen lockten ihn nicht.

Seine französische Literatur allerdings kannte Lemaître aus dem Fundament; und die besten Eigenschaften des französischen Stils: Klarheit und Wohllaut, Logik und Eleganz nannte er sein eigen. Und den *esprit gaulois* hat er nie verleugnet. Als Theaterkritiker, am „Journal des Débats“, als literarischer Kritiker — an der „Revue bleue“ — hat er einen blitzenden Geist, eine Kunst der Analyse, eine auch vor der Pietätlosigkeit nicht zurückschreckende Vorurteilslosigkeit, eine Vielseitigkeit der Gesichtspunkte (wobei er gerne das Fazit aus den verschiedenen Betrachtungs- und Beleuchtungsweisen dem Leser überließ) entwickelt, die diesen Erzeugnissen über die Vergänglichkeit so vieler von ihm behandelten Schriftsteller und Dramen hinweg ein bleibendes Interesse sichert. Die Bände der *Impressions de Théâtre* und der *Contemporains* (mit der unsterblichen Abschachtung Ohnets, dem Muster der Erledigung einer hohlen Tagesberühmtheit) sind Schatzhäuser des feinsten Geistes und Fundgruben psychologischer und ethischer Einsichten und Problemstellungen.

Lemaîtres eigene dichterische Produktion umfasst Lyrisches, Eyisches, Dramatisches. Durchschlagende Erfolge waren ihm hier nicht beschieden. Immerhin: wer mit dem modernen französischen Drama sich beschäftigt, wird um seine Theater-

stücke nicht herumkommen. Banal sind sie nie. Mehrere haben subtile Probleme aufgegriffen und geistreich durchgeführt, selbstverständlich durchwegs in einer Sprache, die einen Genuss für sich bildet. Noch heute erinnere ich mich mit Vergnügen einer Aufführung von Lemaîtres Drama *Mariage blanc* im Théâtre français, einem im Thema höchst eigenartigen, ja höchst gewagten Stück — : ein Lebemann heiratet aus einer merkwürdigen Sehnsucht nach jungfräulicher Reinheit heraus ein krankes Mädchen; er weiß, dass es sich um ein *mariage blanc* handelt, eine Ehe, die nie zu einer physischen Vereinigung gelangen kann und darf; und nun vollzieht sich in ihm die seltsame Wandlung zu einer echten, tiefen Liebe zu der kranken, in ihren kindlich-reinen Vorstellungen von Ehe gehätschelten Gattin. Mit delikatesten Fingern hat Lemaître derartige Vorwürfe angefasst. Als echten Franzosen haben ihn die Fragen des Verhältnisses der Geschlechter zu einander stets beschäftigt. Er hat einmal drei Lebensarten als würdig gelebt zu werden, namhaft gemacht: das Leben des Menschen, der die andern Menschen beherrscht, durch Heiligkeit oder durch sein politisches und militärisches Genie (Franz von Assisi und Napoleon); das Leben des großen Dichters, der von der Wirklichkeit schönere Darstellungen gibt als die Wirklichkeit selbst und ebenso interessante (Shakespeare oder Balzac); schließlich das Leben des Mannes, der alle Frauen auf seinem Wege sich willig macht (Richelieu oder Don Juan). Und Lemaître fährt fort: das letztgenannte Schicksal ist weder das am wenigsten glorreiche noch das am wenigsten beneidenswerte.

Der strenge Edouard Rod bemerkte

hiezuh: die Wahrheit zu gestehen: man sieht ein wenig zu viel, in zu vielen Artikeln Lemaîtres, dass dieses letzte Schicksal das ist, das ihm am meisten gefallen würde. *De là des préoccupations qui semblent d'un homme beaucoup plus corrompu qu'il ne l'est probablement.*

Lemaître würde über eine solche Äußerung und bedingte Verurteilung wohl gelächelt haben (selbst als er auf seine alten Tage hin bedeutend seriöser geworden war); und er hätte am Ende gar auf Renan, den er einst als literarischer Debutant auf dem Pariser Pflaster so grausam-geistreich gezaust hatte, um ihm späterhin eine um so entschiedenere Geistesheeresfolge zu leisten — er hätte am Ende auf Renan verwiesen, den Renan der — *Abbesse de Jouarre.* H. TROG.

FRITZ MARTI †

Am 8. August ist Fritz Marti im Alter von 48 Jahren einem qualvollen Krebsleiden erlegen. In diesen Wochen unerbittlich hereinbrechender Weltereignisse blickt man mit Wehmut einem Manne nach, dessen Charakter in allem und jedem aus der Güte heraus zu erklären war. In seiner Stellung als belletristischer Feuilletonredakteur der „Neuen Zürcher Zeitung“, die er seit anderthalb Jahrzehnten inne hatte, hat Marti, ein aus Othmarsingen gebürtiger Aargauer, sich vor allem um die Vertreter der jungschweizerischen Literatur bemüht: er brachte manche dichterische Arbeit zur ersten Veröffentlichung, die seiner literarischen Überzeugung besser gefiel als nachher dem Publikum; aber gerade dadurch hob er das künstlerische Niveau nicht selten über das bei einer Tageszeitung übliche Maß hinaus und erzog damit auch den Geschmack der bessern Hälfte der Leser. Als Kritiker war er,

dem Grundzug seines Wesens entsprechend, eher zu nachsichtig als zu streng; oft machte er die Erfahrung, dass er weder die lobgierigen Autoren, noch anspruchsvollere Literaturfreunde mit seinem wohltemperierten Urteil ganz befriedigen konnte. Er war ein glühender Patriot: in seinem eigenen Schaffen, in dem neben einigen trefflichen Novellen besonders der breit ausgespannene Roman „Die Schule der Leidenschaft“

die Neigung zur anschaulichen Kleinmalerei aufweist, zeigt er sich aufs innigste mit der Scholle verbunden, der er entspross. Aus kleinen Verhältnissen wuchs Marti auf, kleine Verhältnisse hat er liebevoll geschildert: die Grenzen seiner geographischen Heimat waren auch die Grenzen seines Denkens und Fühlens. An seinem Grabe trauern die Liebe und die Freundschaft. K. F.

Berichtigung.

Der Artikel von Prof. Dr. Arthur Weese über *Die moderne Kunst und Greco* (in der letzten Nummer) ist infolge der Abreise des Verfassers und der gestörten Postverbindung zu unserem Bedauern ohne Korrektur erschienen. Es sind folgende Stellen zu verbessern:

- Seite 546. Zeile 9: unerschöpflicher statt unerschöpflichen.
 Zeile 24: so ist *es* ein
- Seite 547. Zeile 2: die *die* alle überstrahlende Schönheit.
 Zeile 31: Symmetrie und gleichmäßigen Ordnung.
- Seite 548. Zeile 17: Pollajuolo statt Pollajuolof.
- Seite 550. Zeile 17: eingedrungen waren.
 Zeile 18: baut auch ein in die Geschichte der traditionellen Kunst gewandter Geist ein neues System von Orientierungspunkten auf oder, um . . . zu übertragen, eine neue Merkwelt.
 Zeile 27: Bildwerte statt Bildwerke.
- Seite 551. Zeile 29: Chorageuten statt Choragenten.
- Seite 552. Zeile 17: *den* Renaissance-Canon statt der . . .
- Seite 553. Zeile 3: wahlverwandter statt wohlverwandter.

AN UNSERE LESER!

Der infolge des Krieges überall fühlbare Mangel an Arbeitskräften trägt die Schuld daran, dass Nummer 22 von „Wissen und Leben“ statt am 15. August erst auf den 1. September erscheint.

Voraussichtlich werden Nummer 23 und 24, mit denen der laufende Jahrgang abschließt, in denselben Abständen, also auf 1. Oktober und 1. November zur Ausgabe gelangen. Wir hoffen, dass unsere Freunde diese Verzögerung begreifen und unserem Unternehmen auch in diesen schwierigen Zeiten ihre Sympathie bewahren werden — es bedarf ihrer mehr denn jemals!

Die Redaktion.

Verantwortlicher Redaktor (i. V.) KONRAD FALKE in ZÜRICH. Tel. 7750
 Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.